

Die zweite Auferstehung

Antike Steintafel nährt Spekulationen über christliche Ideen

Die Römer erschlugen ihn als Terroristen. Etlliche Juden verbrämten ihn religiös als Hoffnungsträger, wie ein archäologischer Fund nahelegen könnte, der vor kurzem Schlagzeilen machte. Es geht nicht um Jesus von Nazareth, sondern von einem vorchristlichen Aufrührer namens Simon. Auf einem mit Tinte beschriebenen Steintableau aus der Gegend, in der auch der Rebell Simon lebte, ist von einem Fürst aller Fürsten die Rede, der nach drei Tagen vom Tode auferstehen soll. Ist also die Idee der Auferstehung eines getöteten Messias nach drei Tagen älter als das Christentum?

Nach dem Tode Herodes des Großen im Jahre 4 vor Christus witterten viele Juden die Chance, die Herrschaft Roms und der von Rom gedeckten Herodianer abzuschütteln. Etlliche scharten bewaffnete Kamarillen um sich und stilisierten sich zu messianischen Befreier. Simon, einer der Anwärter, rekrutierte seine Mannen aus dem Ostjordanland und ließ sich von ihnen als messianischer König bejubeln. Der gutaussehende herodianische Sklave setzte sich sogar selbst eine Krone auf. Seine Guerillatruppe brandschatzte Herodespaläste wie den von Jericho, wurde aber schließlich von römisch-herodianischen Einheiten aufgerieben. Simon erlitt auf der Flucht „durch eine enge Schlucht“ sein Schicksal. Er wurde auf der Stelle enthauptet, wie der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus berichtet.

Brisante Schlusszeilen

Ebenfalls aus dem Ostjordanland stammt das mit Tinte beschriebene Steintableau. Es wurde bereits vor etwa einem Jahrzehnt von einem Privatmann auf dem jordanischen Antiquitätenmarkt erworben. Der genaue Fundort ist verschollen. Die etwa 90 Zentimeter hohe Steinplatte war am Ende des ersten vorchristlichen Jahrhunderts mit 87 hebräischen Zeilen beschriftet worden; ein seltenes Exemplar von nicht gemeißelten Textsteinen der Zeit. 2007 edierten die beiden israelischen Forscher Ada Yardeni und Binyamin Elitzur die Aufschrift und datierten sie anhand linguistischer und orthographischer Beobachtungen. Der Archäologe Yuval Goren von der Tel Aviv University nahm eine chemische Analyse vor. Seine Studie ist erst im Druck, aber er verrät vorab, an der Authentizität des Steintextes sei nicht zu zweifeln.

Brisant wird die Inschrift auf dem Stein durch ihre Schlusszeilen. Im Chicagoer *Journal of Religion* veröffentlichte unlängst Israel Knohl von der Jerusalem Hebrew University seine Entzifferung der Zeilen 80-81: „In drei Tagen (sollst du leben)! Ich, Gabriel, befehle (dir), Fürst der Fürsten!“ Etwas später wird der Ausdruck „enge Felsenöffnung“ lesbar, was Knohl als Hinweis darauf deutet, dass der Tod des Aufrührers Simon in einer „engen Schlucht“ gemeint sei. Knohl zufolge verarbeiteten Anhänger Simons in dem Steintext das Scheitern ihres Idols, indem sie sein Schicksal als vom Danielbuch vorhergesagt deuteten. In Daniel 8 prophezeit Gabriel, dass ein „frecher und verschlagener König“ das „heilige Volk“ Israel be-

drängen und gegen den „Fürsten aller Fürsten“ anrücken werde. Der „freche König“ schien für die Anhänger des Simon der römische Kaiser Augustus mit seinem Militär zu sein. Mit Fürst aller Fürsten sei ihr gekrönter Sklavenmessias gemeint gewesen, dem der Steintext durch den Mund Gabriels nach drei Tagen die Auferstehung befiehlt. Wie das Buch Daniel dem frechen König ansage, er werde „ohne Zutun von Menschenhand“ zerbrochen werden, so verkündet die Inschrift auf dem Stein zu Anfang hoffnungsvoll, „in drei Tagen“ werde zutage treten, dass das „Böse durch die Gerechtigkeit besiegt werde“. Später stilisiert der Steintext das „Blut der Erschlagenen Jerusalems“ zum Himmelswagen, mit dem auch Elia in den Himmel entrickt wurde. Das Auferstehen eines getöteten Messias nach drei Tagen und seine Himmelfahrt wären somit nicht erst Ideen gewesen, die den Hirnen der ersten Christen entsprangen.

Schon wurden Stimmen laut, der Fund erschütterte das Christentum in seinen Festen. Bebt es? Der Haken liegt darin, dass das hebräische Wörtchen „du sollst leben“ nicht eindeutig entziffert werden kann. Auch wenn der Stein mit seiner bislang unbekanntem „Offenbarung Gabriels“ nach den vielen Drangsalen eine baldige Heilszeit „in drei Tagen“ prophezeit, bleibt das Motiv der Auferstehung des getöteten „Fürsten der Fürsten“ nach drei Tagen unsicher – so unsicher wie die Identifikation mit Simon, dem gekrönten Sklavenschönling.

Doch was wäre, wenn sich durch weitere Mikroanalysen Knohls Lesart bestätigte? Dass ein Heilbringer erschlagen werden kann und danach andere erlöst werden, verkündete bereits Jesaja 53, nicht erst die Steintafel. Und dass „am dritten Tage“ von Gott Heil zu erwarten sei, stand schon beim biblischen Propheten Hosea zu lesen: „Er macht uns lebendig nach zwei Tagen, er wird uns am dritten Tag aufrichten, damit wir leben“ (6,2). Ähnlich spie der Riesenfisch den Jona nach drei Tagen ans Land zurück ins Leben (Jona 2,1).

Frühe Christen deuteten all diese Texte als Weissagungen, die in Jesus erfüllt wurden (1 Korinther 15,4). Die Redeweise von „zwei Tagen, drei Tagen“ bedeutete damals soviel wie „zwei bis drei“, „ein paar“. Nicht mehr wurde gesagt, als dass Gotteshilfe nicht lange säumt. An genau welchem Tage nach der Kreuzigung die Jesusjünger zum ersten Mal in Visionen ihren hingerichteten Meister als Lebendigen sahen, verraten die ältesten Texte nicht sicher. „Am dritten Tag“ mochte nicht mehr als „nach kürzester Zeit“ bedeuten. Doch sobald die frühen Christen nicht mehr zur Sabbat feiernden Tempel- und Synagogengemeinde gehörten und sich zu allein eigenem Kult versammelten, wurde wörtlich genommen und nachgerechnet, wobei nach antiker Weise der Kreuzigungstag mitgezählt wurde: Freitag, Samstag, Sonntag als neuer Festtag zur Erinnerung an Christi Auferweckung – die Geburt unserer Wochenkultur. PETER LAMPE

Der Autor ist Ordinarius für Theologie an der Universität Heidelberg



Die heftigen Stürme im Nordmeer waren lange mysteriös. Nun verstehen Meteorologen allmählich, wie die Arktis-Hurrikane entstehen, die schon so viele Schiffe in Not gebracht haben. Foto: Getty Images

Hurrikane über der Arktis

Im Nordmeer können aus heiterem Himmel mächtige Wirbelstürme aufziehen

Mehr als das Bermuda-Dreieck fürchten Seefahrer das Nordmeer. Zwischen Grönland und Norwegen verschwinden regelmäßig Schiffe, ohne dass die Ursache der Havarien bekannt wird. 342 Seefahrer ertranken in dem kalten Gewässer allein im vergangenen Jahrhundert, 56 Boote sanken im gleichen Zeitraum. Kapitane berichten von gewaltigen Schneestürmen, die aus heiterem Himmel aufzogen und ebenso plötzlich wieder verschwanden. Die Stürme ließen das Meer gefrieren, so dass auf einmal Eisschollen umher trieben. Fischer stachen bei blauem Himmel und Südwind in See, um von Schneesturm aus Nord, Gewittern, mächtigem Wellengang und Windhosen überrascht zu werden. Im 17. Jahrhundert starben 500 Fischer in einem jäh aufziehenden Orkan im Nordmeer.

Nicht nur ihr plötzliches Aufziehen und rasches Verschwinden macht die Nordmeer-Stürme so mysteriös, auch ihre geringe Ausdehnung. Boote seien im Schneesturm gekentert – in der Nähe anderer Schiffe, die nichts von dem Unwetter abbekamen, erzählen Seefahrer. Im Februar 1969 erreichte ein Schneesturm in Schottland eine Windgeschwindigkeit von 218 Kilometern pro Stunde – die zweithöchste Hurrikanstärke. Meteorologen standen vor einem Rätsel, dachten sie doch, Hurrikane gebe es nur in den Tropen. Noch zeichneten keine Satelliten das Wettergeschehen in hohen Breiten auf. Die Forscher konnten nicht sehen, dass ein Mini-Hurrikan aus der Arktis übers Land gefegt war. In den 1970er Jahren aber zeigten Satellitenbilder über dem Nordmeer zuweilen sonderbar kreisende Tiefdruck-Gebiete. Die sogenannten Polartiefs gerieten in den Verdacht, für Schiffskatastrophen verantwortlich zu sein. Die Wolkenwirbel verfügen zuweilen über ein Auge in ihrer Mitte, sie ähneln damit kleinen Hurrikannen. Andere haben die Form eines Kommas.

Tatsächlich können Polartiefs, die auch Arktis-Hurrikane genannt werden, offenbar viele Havarien erklären. Eine deutsche Forscherin hat nun auf Satellitenbildern entdeckt, dass Polartiefs viel häufiger vorkommen als bisher angenommen. 2004 und 2005 wirbelten 90 von ihnen über dem Nordmeer und der angrenzenden Barentssee, berichtet Anne-Marlene Blechschmidt von der Universität Hamburg im Fachblatt *Geophysical Research Letters* (Band 35, Seite L09815, 2008). Die Meteorologin hat ermittelt, welche Windstärke diese Stürme hatten. „Polartiefs können Hurrikanstärke erreichen“, fand Blechschmidt heraus. Dabei nahmen Forscher bisher an, Hurrikane könnten nur über warmem Wasser entstehen. Die Wirbelstürme des erhitzten Meer. Nun fragen sich die Experten, wie Polartiefs über dem kalten Nordmeer auf Hurrikanstärke beschleunigen können.

Blechschmidt arbeitete wie eine Detektivin, um die 7000 Satellitenbilder aus den Jahren 2004 und 2005 auszuwerten. Dabei kam sie auch der Entstehung der arktischen Wirbelstürme auf die Spur. Angekurbelt werden die Polartiefs demnach von kalten Fallwinden, die von Grönland aus übers Meer in Richtung Süden fegen. Den Arktis-Hurrikannen ginge meist solch ein sogenannter Kaltlufteinbruch voraus, berichtet Blechschmidt.

Sieben Havarien an einem Tag

Über dem Meer beschleunigen Polartiefs dann auf unterschiedliche Weise. Die Stürme, die ein Auge in der Mitte des Wirbels haben, nehmen Fahrt auf, indem sie sich wie ihre großen Geschwister in den Tropen mit Wärmeenergie vollsaugen. Entscheidend ist dabei offenbar nicht die absolute Temperatur des Wassers, sondern der große Temperaturunterschied zu der grönländischen Kaltluft. Die feuchte Luft steigt auf, und sobald sich Wolken bilden, setzt die Luft Energie frei, die den Aufstieg der Luft weiter antreibt. Die Erddrehung zwingt die aufsteigenden Wolken in eine Kreisbewegung. Das Zentrum des Wirbels – sein Auge – saugt immer mehr Luft an, so dass die Luftmassen immer stärker wirbeln.

Arktis-Hurrikane hingegen, die wie ein Komma geformt sind, entwickeln sich aus gewöhnlichen Tiefdruckgebieten. Die Kaltluft erhöht den Temperaturunterschied zwischen Nord und Süd – der Wind beschleunigt sich. Ab 54 Kilometern pro Stunde – also bei Windstärke sechs bis sieben – wird der Wirbel als Polartief oder Arktis-Hurrikan bezeichnet.

Südlich der Arktis und über Land erlahmen die Stürme jedoch rasch. Dennoch bringen ihre Ausläufer zuweilen Chaos über Nordeuropa. Im Januar 2003 fegte am Rande eines Polartiefs ein hefti-

ger Schneesturm – ein sogenannter Blizzard – über Großbritannien. Vom Londoner Flughafen Heathrow konnten keine Flugzeuge mehr starten, die U-Bahnen der Stadt und Schulen wurden geschlossen, der Straßenverkehr und die Stromversorgung in Großbritannien brachen zusammen.

Trotz ihrer Auswirkungen wurden Polartiefs bislang kaum systematisch untersucht. Die Erforschung der Wirbel ist mühsam. Sie sind selbst auf Satellitenbildern nur schwer zu entdecken. Das abgelegene Nordmeer wird nur von wenigen Beobachtungs-Satelliten überflogen. Zudem entstünden Polartiefs vor allem im Winter, wenn es eher dunkel ist, sagt Blechschmidt. Außerdem sind die Wirbel meist nicht größer als 300 Kilometer.

Besonders rätselhaft erscheint den Meteorologen die kurze Lebensdauer der arktischen Hurrikane von rund 15 Stunden. Hurrikane in den Tropen bestehen dagegen viele Tage. Manche Polartiefs würden über Land gebremst, wo die Zufuhr von Wärmeenergie aus dem Meer abgeschnitten werde, erläutert Blechschmidt. Das Werden und Vergehen der Stürme müsse jedoch noch erforscht werden. Ihre Studie ermögliche es nun, die Arktis-Wirbel am Computer besser zu simulieren. Entsprechende Simulationen an der Universität Bergen hätten gezeigt, dass zwei Schiffskatastrophen im Nordmeer wohl von Polartiefs verursacht wurden, berichtet Erik Wilhelm Kolstad von der Universität Bergen. Der Untergang des Fischkutters *Gaul* mit 36 Mann Besatzung im Jahr 1974, als auch das Verschwinden von sieben Schiffen binnen eines Tages im Jahr 1954 vor Ost-Grönland lasse sich auf Arktis-Hurrikane zurückführen.

Um vor den Unwettern warnen zu können, müsse man zuerst besser verstehen lernen, wie sie entstehen, sagt Kolstad. Eine Vorhersage sei aber dringender denn je nötig, schließlich kreuzten immer mehr Schiffe das Nordmeer; außerdem würden weitere Öl- und Gasbohrinseln errichtet. Eine Warnung vor den Unwettern bleibt aber schwierig. Kaltluft-Einbrüche aus Grönland Richtung Süden seien immerhin ein Alarmsignal, sagt Blechschmidt. Daraufhin könne das Wetter im Nordmeer binnen einer Stunde umschlagen kann – von blauem Himmel zum Hurrikan. AXEL BOJANOWSKI

Was bleibt, ist Frust

Stammzellforscher Hans Schöler fühlt sich missverstanden

Zwei freie Tage wollte sich Hans Schöler mit seiner Familie gönnen. Doch es sollte kein erholsamer Urlaub werden, den der Direktor am Max-Planck-Institut für molekulare Biomedizin im Anschluss an einen Kongress in Dresden plante. Ein Zeitungsbericht hatte den Stammzellforscher falsch zitiert, wie Schöler sagt. Dadurch wurden nicht nur seine Forschungsergebnisse verzerrt dargestellt – Schöler zog sich auch noch den Ärger von Forscherkollegen aus Göttingen zu, deren Erfolge er in Frage gestellt haben soll.

Den Göttinger Wissenschaftlern um Gerd Hasenfuß und Wolfgang Engel war vor zwei Jahren eine sensationelle Entdeckung geglückt. Sie hatten in den Hoden von ausgewachsenen Mäusen Zellen gefunden, die „pluripotent“ waren – sich also verhielten wie embryonale Stammzellen. Im Körper von erwachsenen Tieren (womöglich auch von Menschen) schien es demnach eine Quelle für die begehrten wandlungsfähigen Zellen zu geben, die sich sonst nur durch Zerstörung von Embryonen gewinnen lassen. Die Wissenschaftlergemeinde hielt den Atem an.

Die Göttinger Zellen seien aber gar nicht so wandlungsfähig wie embryonale Stammzellen, wurde Schöler nun jedoch zitiert. Er selbst habe dagegen erstmals pluripotente Zellen aus erwachsenen Tieren gewonnen, ohne gentechnisch einzugreifen.

Beide Aussagen hat er so nicht gemacht, wie auch andere Forscher bestätigten. Trotzdem hat Schöler seinen Kurzauftrag nun entervt abgebrochen. Die Verschnaufpause war ihm ohnehin schon am ersten Tag nicht mehr vergönnt. Da hatte er abends viele lange E-Mails schreiben müssen, besänftigende Briefe ebenso wie richtigstellende. Er habe die Embryo-Fähigkeiten der Göttinger Zellen nie in Frage gestellt, betont er darin mit Verweis auf die Dias, die er bei seinem Vortrag gezeigt hat. „Dick und fett“ habe das Wort pluripotent in seiner Präsentation über den Göttinger Zellen geprangt.

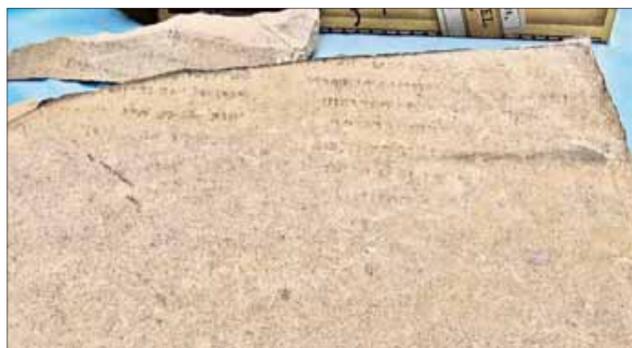
Imh sei es lediglich darum gegangen, die Herkunft dieser Zellen zu klären, sagt Schöler. Schließlich gebe es im Hoden ein ganzes Potpourri verschiedener Zellen. Welche genau die umwerfenden Fähigkeiten von embryonalen Stammzellen so bewahrt haben, dass sie sich leicht herauskitzeln lassen, sei für ihn die spannende Frage. Deshalb habe er auf neue, andere Art als die Göttinger Forscher Embryo-ähnliche Stammzellen aus Mäusel Hoden herangezogen.

Verstimmung in Göttingen

Die Göttinger sind nur zum Teil besänftigt. „Mein Kollege Engel und ich haben Herrn Schölers Vortrag selbst nicht gehört“, räumt Gerd Hasenfuß ein. „Aber unsere Mitarbeiter waren da. Und sie konnten sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Herr Schöler seine Forschungsergebnisse so dargestellt hat, als hätte er das Rad neu erfunden.“ Der Unterschied zwischen Schölers Zellen und den Göttinger Zellen sei marginal.

Was außer der Verstimmung in Göttingen bleibt, ist Schölers Frust über die Folgen, welche die Präsentation vorläufiger Ergebnisse auf einem Kongress haben kann. „Wenn es nicht mehr möglich ist, den Kollegen auf einer Fachkonferenz seine Daten noch vor der Veröffentlichung zu präsentieren, ohne dass sie am nächsten Tag in der Zeitung ausgebreitet werden und man falsch zitiert wird, was bleibt dann noch?“, fragt er. Für den wissenschaftlichen Diskurs sei es immanant wichtig, Ideen und Ergebnisse auszutauschen und kritisch zu hinterfragen. Das sei das Wesen der Wissenschaft. Doch immer mehr Forscher scheuten sich davor, weil sie Angst haben, dass andere ihre Ideen stehlen oder dass sie sich mit vorläufigen Ergebnissen lächerlich machen. Auch führten Worte leichter zu Missverständnissen und Ärger als eine gedruckte Publikation, so Schöler: „Ich halte diese Entwicklung für unendlich traurig.“

CHRISTINA BERNDT



Rarität aus vorchristlicher Zeit: die in hebräischer Sprache mit Tinte beschriftete Steinplatte aus dem Ostjordanland Foto: AFP



Kluge Manager haben ihren Platz bereits gefunden. Hier der Beweis: Die Sieger des Süddeutsche Zeitung Business Golf Cup in Hamburg.



Schon auf dem ersten Blick erkennbar: Der Championship-Course der 27-Loch-Anlage Gut Kaden Golf und Land Club machte es den 113 Spielern nicht einfach.

Beim nunmehr siebten Turnier des Süddeutsche Zeitung Business Golf Cup presented by Audi hieß der Gut Kaden Golf und Land Club bei Hamburg die insgesamt 113 Spieler willkommen. Nach acht Wochen Sonne pur freuten sich die Greenkeeper über die abgekühlten Temperaturen und auch die Spieler ließen sich von dem bewölkten Himmel nicht beeindrucken. Lediglich ein Team aus Süddeutschland traute sich bei dem Wetter nicht vor die Tür bzw. an den Start.



Wesentlich erfreulicher zeigte sich daher der Ausblick vom Clubhaus, glänzte doch der neue Audi RS 6 Avant in der Sonne, die sich auch einmal überraschend zeigte.

Die übrigen Spieler jedoch waren schon so heiß auf die Finalreisen, dass manche fast eine Stunde vor Beginn vor den Toren des Clubs Schlange standen. Der Wettergott zeigte sich entgegen der Vorhersagen zuerst freundlich, ab 15 Uhr wurde dann jedoch das Wunsch & Begehr Service-Cart immer stärker beansprucht: Wärmende Getränke, Regencapes und Powersnacks waren das richtige Mittel gegen die Schauer. So wurden am Ende – auch dank der Regenover von Antenne Bayern – insgesamt



1. Netto (84 Punkte): Team Hartmann Consulting mit M. Ellis, T. Hartmann, V. Marx und W. Mittendorf gemeinsam mit Presenterin A. Krippgans, Audi Zentrum Hamburg.

385 Pars gespielt, wollten sich doch knapp 50 % der Teilnehmer die Chance auf die Champions-League-Karten vom Par Pool zugunsten der Stiftung Antenne Bayern hillt nicht entgegen lassen. Am Ende freute sich O. Rönnsperg vom Team Audi Bank über die VIP-Tickets, während der Rest den Ergebnissen der Teamwertung und damit den Finalreisen entgegenfeierte. Im Netto erwies sich das Team Hartmann Consulting als spiel- und nervenstärkste Vierermannschaft und reist somit Ende



1. Brutto (73 Punkte): Team Golf House Direktversand mit M. Guberan, M. Holling, S. Rademacher und F. Schiemann gemeinsam mit Presenterin A. Krippgans, Audi Zentrum Hamburg.

November nach Mauritius zum Netto-Finale. Damit musste sich das Team Green Business Club zum zweiten Mal mit nur einem Punkt Abstand geschlagen geben, während der Dritte, das Team DV-Ratio Nord, sich über ihren Platz im Stechen und die Nike-Gutscheine freute. Im Brutto schaffte es der Vorjahressieger aus Berlin, das Team Golf House Direktversand, erneut, sich für das Brutto-Finale zu qualifizieren. Das Wiederholerteam Asahi Lite Optical fand sich auf dem zweiten Platz wieder,



Nearest-to-the-Pin-Sieger T. Dobritz (2,33 m), Team HDP Bridge Interim Management, erhält den Gewinn, einen iPod nano, von Sponsor G. Lock, Lufthansa Systems, überreicht.

während sich das Team Audi Bank auf Platz 3 spielte. Und während draußen der angekündigte Regen niederprasselte, wurde auch drinnen für Feuchtigkeit gesorgt – die Weine von Sponsor C. Tesdorpf und die Küche von J. Alt ließen keine Zweifel zu – es war ein gelungener Tag.

Mehr unter: www.businessgolfcup.de



THE LEADING GOLF COURSES OF GERMANY E.V.